

Leseprobe aus:

Jan Seghers

Ein allzu schönes Mädchen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Am 18. April 1999 ereignete sich in den Wäldern der nördlichen Vogesen, auf der Straße zwischen Schirmeck und Barr, nicht weit vom Kloster St. Odile, ein ebenso schrecklicher wie rätselhafter Unfall. Obwohl es seit zwei Tagen nicht geschneit hatte und die Straße trocken war, war der dunkelrote VW Passat von der Fahrbahn abgekommen, hatte sich an einem steilen Abhang mehrmals überschlagen und war schließlich an einer alten Buche zerschellt.

Als Monsieur Costard – ein im elsässischen Mittelbergheim ansässiger Handwerker, der sich auf dem Heimweg von einem Besuch bei seiner Schwester befand – am späten Nachmittag dieses Tages mit seinem Motorrad an der Unglücksstelle vorüberkam, entdeckte er drei Leichen, von denen sich zwei noch im Inneren des Autowracks befanden, während die dritte einige Meter entfernt auf dem steinigen Boden lag. Wie die Ermittlungen ergaben, handelte es sich bei den Toten um den arbeitslosen

Lehrer Peter Geissler, seine aus Lothringen stammende Frau Isabelle und deren zehnjährigen Sohn. Da es keinerlei Bremsspuren gab, nahm die Polizei an, dass der Fahrer entweder eingeschlafen war oder aber den Unfall absichtlich herbeigeführt hatte. Die sechzehnjährige Tochter der Familie, die sich wahrscheinlich ebenfalls in dem Fahrzeug befunden hatte, wurde nicht gefunden. Als die Suche nach dem Mädchen auch fünf Tage später noch erfolglos geblieben war, übergab man den Fall den Behörden in Saarbrücken, wo die Familie wohnte.

Erst einige Zeit später stießen die deutschen Ermittler auf einen Brief des Lehrers, der nahelegte, dass es sich tatsächlich um einen Selbstmord gehandelt hatte. Gründe dafür, warum die Eltern gemeinsam mit ihren Kindern den Tod gesucht hatten, wurden in dem Brief nicht genannt. Aber er endete mit den altertümlich anmutenden Worten: «Herr im Himmel, sei uns armen Sündern gnädig.»

Eins

Als sie endlich die letzten Bäume hinter sich gelassen hatte, öffneten sich unter ihr die Felder. Einen Moment lang hielt sie inne und legte die Hände vors Gesicht, weil die Helligkeit der schneebedeckten Ebene sie blendete. Einen Tag nach jenem schrecklichen Unglück hatte sich der Winter noch einmal mit der Kraft eines Todgeweihten gegen das Frühjahr aufgelehnt. Die Temperatur war ein letztes Mal um einige Grade gesunken, und ein schneidender Ostwind, der vom Rhein herüberwehte, hatte Schnee und Eis über das Land getrieben. Um ihre Schultern war eine Decke gewickelt gegen die Kälte des Waldes. Aber jetzt stand die Mittagssonne hoch am Himmel, mühsam verdeckt von einer dünnen Schicht Wolken. Das Mädchen legte den Kopf in den Nacken und schloss die Augen. Der Reif auf seinen Wimpern schmolz, das Wasser floss in kleinen Rinnsalen die Wangen hinab und hinterließ Spuren im Schmutz auf der Haut. Wenige Tage später sollte das Mädchen den Namen Manon erhalten.

Manon hatte Hunger. Dreimal war es dunkel geworden, seit sie unterwegs war, und dreimal wieder hell. Kein Mensch war ihr begegnet. Einmal hatte sie ein Reh gesehen, aber als sie sich dem Tier hatte nähern wollen, war es geflohen. Noch immer stand sie am Waldrand und blinzelte in die Ebene. Wenn sie ihr Gewicht vom einen auf das andere Bein verlagerte, verzerrte sich ihr Mund vor Schmerzen.

Zögernd hinkte sie weiter. Fast wirkte sie selbst wie ein vorsichtiges Tier, das sich in der fremden Umgebung erst noch zurechtfinden muss. Ihre Kleider waren zerrissen und an einigen Stellen starr vom getrockneten Blut. Wenn sie meinte, ein Geräusch zu hören, blieb sie stehen, legte lauernd den Kopf auf die Seite, dann wischte sie sich mit dem Ärmel übers Gesicht und ging weiter. Manchmal sprach sie auch mit einem Vogel, mit einem Strauch oder Stein, aber kein Mensch, der ihr begegnet wäre, hätte ihre Sprache verstanden. Unter großer Erregung stieß sie nie gehörte Laute hervor, ihre Züge verzerrten sich, sie gestikulierte mit den Armen und schüttelte die Fäuste wie ein Priester, der die Welt vor ihrem nahen Ende warnen will. Dann wurden ihre Augen wieder leer, und sie ließ die Schultern

sinken, als habe sie die Vergeblichkeit ihrer Mühen einsehen müssen.

Jetzt kam von Westen Wind auf und fegte den Himmel blank. Mit schweren Flügeln strich ein Bussard übers Feld. Unter Manons Füßen brach das kalte Laub. Weit hinten eine Kate, die Bäume kahl und eine Frau, die Brennholz sammelte. Blau hing der Winter überm Land, darunter alles schwarz und weiß. Eine Katze duckte sich durch die Ackerfurchen, dann sprang sie auf und einer Krähe nach, die ihr entwischte. Jetzt saß die Katze da und lugte ratlos in die Luft, der Vogel aber ließ sich auf einem fernen Ast nieder. Manon musste lachen. Vor ihrem Mund gefror die Luft zu weißen Flocken.

Als sie an einem Abhang Kinder sah, die Schlitten fahren, presste sie ihre Hände auf die Ohren, um das Lachen und die Rufe nicht zu hören. Sie schlug einen Bogen um den Hügel, verbarg sich gelegentlich hinter einer Hecke. Sie floh die Nähe der Menschen. Einmal tauchte unvermutet ein Bauer mit seinem Traktor vor ihr auf, da warf sie sich hinter einen Findling und blieb reglos am Boden liegen, bis das Motorengeräusch in der Ferne verklungen war. Bevor sie aufstand, bewegte sie die Arme auf und ab,

sodass ein Muster im Schnee entstand, das der Figur eines Engels glich. Vielleicht hatte ihr Vater sie dieses Spiel gelehrt. Sie ließ den Engel liegen und zog weiter; ihr Atmen wurde mit jedem Schritt schwerer. Längst war das Leder der Schuhe durchweicht, und die Haut ihrer Füße scheuerte an den nassen Wollstrümpfen. Auch die Kleider waren feucht; langsam kroch das Fieber in ihren Körper.

Sie folgte dem Lauf eines Baches, dessen Ufer mit schrundigem Eis bedeckt waren. Nur in der Mitte bahnte sich das Wasser einen schmalen Weg und floss dem Mädchen gurgelnd voraus. Manons Hunger wurde größer. Sie fand ein paar Bucheckern, kaute lange auf den harten Früchten herum und spuckte die Überreste schließlich aus. Dann bückte sie sich, nahm etwas Schnee, ließ ihn in den Handflächen schmelzen und leckte das Wasser auf. So hatte sie es auch die Tage zuvor gemacht.

Als sie sich der Kate näherte, begann es bereits zu dunkeln. Das Häuschen stand einsam inmitten der weiten Felder, und dass es bewohnt war, sah man nur an dem Rauch, der dünn aus dem Schornstein emporstieg, bevor er sich im Abendhimmel verlor. Schließlich ging ein Licht im Innern des Hauses

an. Erschrocken zog sich Manon zwischen ein paar Bäume zurück, die, nicht weit entfernt, das Ufer des Baches säumten. Eine Weile verharrte sie so, bis sie erneut den Mut fand, sich dem Gebäude zu nähern. Einige Male umkreiste sie das kleine Haus, immer darauf bedacht, dass man sie nicht entdeckte, dann schlich sie dicht heran, drückte ihren Rücken an die Mauer und bewegte sich vorsichtig auf das beleuchtete Fenster zu. In dem Zimmer saß eine ältere Frau an einem Tisch und las in einem Buch. Sie hatte noch dunkles, fast schwarzes Haar, das sie zu einem seitlichen Knoten geschlungen hatte. Ab und zu ließ sie das Buch auf den Tisch sinken, schloss die Augen und bewegte lautlos die Lippen, als ob sie betete. Von Schmerz oder Hunger getrieben, begann Manon zu wimmern, leise genug, dass man sie im Haus nicht hören konnte, aber doch so laut, dass sie sich nicht allein fühlte.

Als die Frau das Licht gelöscht hatte und es im Haus ganz still geworden war, öffnete das Mädchen das verriegelte Tor zur Scheune, das sie zuvor bereits ausgespäht hatte, tastete sich durch die Finsternis, bis sie einen Ballen Stroh gefunden hatte, löste das Band, verteilte das Stroh auf dem Boden, legte

sich darauf und fiel in einen tiefen, fieberschweren Schlaf.

Am nächsten Morgen wurde Manon durch das Rumoren der Frau geweckt. Sie kroch zum Eingang des Schuppens und öffnete die Tür gerade weit genug, dass sie durch einen schmalen Spalt hinaus auf den Vorplatz des Hauses sehen konnte. Aufmerksam beobachtete sie jede Bewegung, die ihre ahnungslose Gastgeberin machte. Schließlich holte diese einen Korb aus dem Haus, setzte sich in ihr Auto, ließ den Motor an und fuhr langsam auf dem immer noch verschneiten Feldweg davon. Das Mädchen wartete, bis der Wagen einen Hügel hinaufgeschlichen und von dem dünnen Spalt zwischen Himmel und Horizont verschluckt worden war.

Sie hatte Glück; die Haustür war unverschlossen. Manon ging ins Innere der Kate und schaute sich um. Mit einer solchen Gier nahmen ihre Augen die neue Umgebung auf, dass man meinen konnte, sie hätten nie zuvor eine menschliche Behausung gesehen. Alles fasste sie an, über jeden Stuhl, über jeden Teller ließ sie ihre Finger gleiten, sie sank auf den Boden, schnupperte an den hölzernen Dielen, sog tief den Geruch des Bohnerwachses ein, trank einen

Rest Kaffee, leckte die Tasse aus und fuhr dann mit der Zunge über den Küchentisch, wo ein paar Brotkrumen vom Frühstück der Frau übrig geblieben waren. Einmal erschrak sie, als eine Katze sich unverhofft an ihrem Bein rieb. Sie schrie und trat nach dem Tier, doch als nichts weiter geschah, beruhigte sie sich und setzte ihre Erkundungen fort. Im Brotkasten fand sie den vertrockneten Rest eines Weißbrottes, den sie nach draußen trug, um ihn im Schnee aufzuweichen und an Ort und Stelle zu vertilgen. Sie entdeckte einen Krug Milch und trank ihn in einem Zug aus, sie öffnete den Kühlschrank, verschlang einen halben Ring Fleischwurst, einen Kanten Käse, bis endlich ihr Hunger gestillt war. Dann ging sie ins Schlafzimmer, legte sich ins Bett, hüpfte darin herum, stand wieder auf, um den Kleiderschrank zu durchstöbern, riss Blusen und Röcke heraus, streifte sich eine Unterhose über den Kopf, zog eine Strickjacke verkehrt herum an und wäre vor Schreck fast gestorben, als sie ihr Bild im Spiegel erblickte.

Minutenlang stand sie starr und schaute sich an. Dann schloss sie die Augen und begann zu zittern. Ihr Körper bebte vor Angst, und doch schien ihr der Mut zu fehlen, sich einfach umzuwenden und dem

Spuk ein Ende zu bereiten. Erst als sie merkte, dass das fremde Wesen offenbar nicht die Absicht hatte, sie anzugreifen, wagte sie es, die Augen wieder zu öffnen. Sie hob die Hand, sie neigte den Kopf, sie streckte die Zunge heraus und musste lachen, als sie jede ihrer Bewegungen verdoppelt fand. Bald war sie kühn genug, dass sie das andere Mädchen berühren wollte. Als sie aber die Hand hob, um ihm über die Wange zu streicheln, und nichts als kaltes Glas fühlte, wurde Manon böse. Aufgeregt tastete sie die gesamte Fläche ab, bis ihr klar wurde, dass man sie betrogen hatte. Voller Wut schlug und trat sie auf den Spiegel ein und hörte erst damit auf, als ihre Zehen schmerzten und die Knöchel ihrer Hand bluteten. Dann spuckte sie ihrem Bild ins Gesicht und verließ das Haus.

An einem niedrigen Anbau entdeckte sie eine Tür. Mit einiger Mühe gelang es ihr, den Riegel zurückzuschieben. Unversehens fand sie sich am Eingang zu einem winzigen Stall, der bewohnt wurde von einem guten Dutzend Hühner, einigen Enten, zwei Ziegen und einem Schwein. Der Gestank, der Manon aus dem Verschlag entgegenquoll, und der erneute Schreck, der sie beim Anblick einer so großen Zahl

von Lebewesen durchfuhr, ließen sie zurückprallen. Doch auch jetzt überwog ihre Neugier, sodass sie das Vieh zunächst eine Weile beobachtete, sich dann aber auf alle viere niedersinken ließ, in den Stall kroch und sich bald unter den Tieren bewegte, als sei sie kein Menschenkind, sondern gehöre zu ihnen. Sie ahmte das Gackern der Hühner nach, imitierte das Grunzen des Schweins, und mit einiger Übung gelang es ihr auch, in den meckernden Gesang des Ziegenpärchens einzustimmen. Immer wieder hielt sie inne, um ihrer eigenen Stimme nachzulauschen, was ihr offensichtlich das größte Vergnügen bereitete. Nach und nach verließen die Tiere den Stall, hielten sich, wohl verwundert über ihre unvermutete Freiheit, eine Weile auf dem Hof und in der Nähe des Hauses auf, bevor sie sich auf die umliegenden Felder verstreuten.

Zwei

Als die Witwe am späten Vormittag von ihren Einkäufen zurückkehrte und die von Manon angerichteten Verwüstungen entdeckte, rief sie ohne weitere Umschweife die Gendarmerie an. Man versprach ihr, noch im Laufe des Tages, wahrscheinlich aber eher gegen Abend, einen Polizisten vorbeizuschicken, der den Schaden protokollieren und ihre Anzeige entgegennehmen werde.

Madame Fouchard war eine unerschrockene Frau, die nach dem frühen Tod ihres Mannes nicht wieder geheiratet hatte, obwohl es an Bewerbern aus der näheren und weiteren Umgebung nicht gefehlt hatte. Ihre Ehe war, nach zwei Fehlgeburten und der dringenden Warnung des Arztes vor einem weiteren Versuch, kinderlos, aber doch bis zum letzten gemeinsamen Tag glücklich geblieben. Die Ehepartner hatten es geschafft, die ungestillte Sehnsucht nach einem Kind in umso größere Zärtlichkeit füreinander zu verwandeln. So begleitete Madame Fouchard ihren Mann, der bei der Landwirtschaftsbehörde in Straß-

burg angestellt war, stets auf dessen häufigen Reisen, und er besprach alle beruflichen Probleme, wenn er abends aus dem Büro nach Hause kam, noch bevor er sie mit Kollegen oder Vorgesetzten erörterte, mit seiner Frau.

Dann wurde Monsieur Fouchard krank. Und bald war klar, dass er nicht wieder genesen würde. Es war ein langer Abschied, den die beiden Eheleute voneinander nehmen mussten. Und immer wieder beschwor der Kranke seine noch junge Frau, ihn nach seinem Tod zwar gebührend zu betrauern, dann aber wieder ein normales Leben zu führen. Celeste, die diesen Gedanken abwehrte, pflegte ihren schwächer werdenden Mann mit großer Hingabe. Sie kochte und wusch für ihn, sie führte ihn auf den Hof, wo er sich in die Sonne setzte, und als er nicht mehr laufen konnte, brachte sie ihm das Essen ans Bett, fütterte ihn und las ihm stundenlang aus seinen Lieblingsbüchern vor. Und im Nachhinein hätte sie keine Stunde missen mögen, auch nicht aus dieser letzten, schwersten Zeit ihres gemeinsamen Lebens.

Tatsächlich dauerte es lange, bis die junge Witwe sich an das Alleinsein gewöhnte. Doch nach und nach